

Ein Gauklerkind.

Erzählung von Elisabeth Bauf.

Ueber der schlichten kleinen Herberge, welche einmitten in dem romantischen Thal, inmitten knospendender Bäume und hochgewachsener Tannen gelegen war, hing der Mond auf. Ein Fenster des oberen Stockwerks war weit geöffnet, und eine dunkle Männergestalt zeichnete sich in scharfen Umrissen von dem hellen Fensterrahmen ab.

Wolfgang Hermes war ein später Gast gewesen; er hatte den Wirth in seiner Nachtruhe gestört; sein Gepäck mußte er wohl oder übel in der Gaststube stehen lassen, da es gänzlich an dienstbaren Geistesmännern mangelte.

Er trat vom Fenster zurück, schob sich einen Stuhl an den Tisch und zog seine Brieftasche hervor. Er blätterte lange darin, dann entnahm er derselben einen Brief und faltete ihn auseinander.

„Mein lieber Sohn!“ las er. „Obwohl an Deine Extravaganzen gewöhnt, hat mich Dein letzter Brief doch in das größte Erstaunen versetzt. Allerdings hast Du Recht, wenn Du schreibst, daß ich seit dem Tode Deiner Schwester Gretchen den Wunsch bege, wieder ein junges Mädchen, gleichsam als Ersatz um mich zu haben; daß aber das fremde Kind einer Gauklertruppe diesen Platz ausfüllen kann, glaube ich nicht recht. Indessen will ich Dir zu Liebe den Versuch machen und sehen, ob diese Wiarda sich noch brauchbar erweist für Familie und Häuslichkeit.“

Du darfst mir also das fremde Kind bringen, lieber Wolf, und jedenfalls wird es ein gutes Werk sein, es dem umherziehenden Leben zu entreißen, welches es führt.

Du mußt mir aber dann Deinerseits späterhin versprechen, daß Du der Stimme Deiner Mutter Gehör schenken wirst, wenn es sich um eine ernste Lebensfrage um Dich handelt.

Du darfst mir sicher vertrauen, denn das Auge der Liebe sieht scharf, und welche Liebe wäre wohl größer, als diejenige der Mutter für ihren einzigen Sohn. Friederike Hermes.“

Sinnend faltete Wolfgang den Brief wieder zusammen. Er hatte wohl gewußt, daß ihm seine Mutter kein Hinderniß in den Weg legen würde. Nun konnte er endlich mit der Künstlertruppe verhandeln. Wie hoch würden den Preis für die Freiheit Wiardas schrauben? Denn freilich war sie der Stern, der Zugkraft des Ganzen. — Nun, der morgende Tag würde die Antwort bringen! Und ermüdet suchte Wolfgang Hermes die späte Nachtruhe.

Am nächsten Tage zog die Truppe mit Sengen und Klängen in das stille Thal und schlug ihr Zelt auf der Dorfstraße auf.

Der Direktor lauerte mit hochgezogenen Knien auf einem dreibeinigen Stuhl davor, und ein von Staub und Schmutz ergrauter Holzstiel diente als Kasse.

„Schlechte Geschäfte! Bob Nach!“ meinte er mit einem Blick auf den hinter ihm der Länge nach im Stroh hingestreckten Clown. Dieser that einen Luftstirpung.

Da trat Jemand an die Kasse: „Woher kommt denn da?“ Mit einem kühnen Sprung war er sofort an der Kasse, um etwaige Einkünfte schleunigst für seine rüchelhändige Gasse einzufahren.

„Billet erster Rang 50 Pfennig zweiter Rang 25 Pfennig — dritter 10 Pfennig, Stehplätze sind nicht!“ schnarrte der Direktor.

„Ich wollte eigentlich nur mit Ihnen sprechen,“ entgegnete der Herr: „Lassen Sie mich einen Augenblick eintreten.“

„Unbefugten ist der Eintritt streng untersagt!“ eiferte der Clown. „Sie müssen ein Billet lösen.“

Der Eintretende warf ihm ein Silberstück hinüber, das mit geradezu erstaunlicher Geschwindigkeit in der rarrirten Hofe des Clowns verschwand.

„Ach Herr Hermes! Das ist ja Herr Hermes, der mich schon mitnehmen wollte!“ rief Wiarda erfreut, indem sie herzuwies und Wolfgang die Hand bot.

„Wer spricht denn von mitnehmen?“ rief Wiarda, da hätte ich doch auch ein Wort mitzureden!“ rief der Direktor dazwischen und richtete sich mit zusammengezogenen Augenbrauen zu seiner ganzen stattlichen Höhe empor.

„Nun, darüber liebe ich ja wohl reden, Sie leben in schlechten Verhältnissen,“ bahnte Wolfgang das Gespräch an.

„Herr — wir sind Künstler!“ brauste der Direktor auf, indem er einen roten Kopf bekam, um gleich darauf, Wiarda den Kopf lächelnd, jovial hinzuzufügen: „Ein freies Leben führen wir, nicht wahr, Wiardchen, Stern meiner Truppe, mein Juwel!“

„Ja!“ sagte das Mädchen verächtlich, indem es sich abwandte, aber der schmeichele Blick ihrer dunklen Augen schweifte ins Weite, als wenn ihr von dem fernem Horizont, an dem wie leichte Luftgebilde Sommerwolken zogen, ein besonderes, ungeahntes Glück kommen sollte.

„Möchtest Du mit mir kommen, Wiarda?“ fragte Wolfgang, von jenem tiefen Interesse erfüllt, das ihn von Anfang an zu dem eigenartigen Kinde hingezogen.

„Ja!“ rief sie da leuchtenden Auges, sich zu ihm wendend: „Ja!“ — weit fort möchte ich ziehen, Länder und Städte möchte ich sehen und Alles be-

greifen lernen, was groß und was schön ist.“

„Und möchtest Du auch in einem ruhigen Hause still leben, gute Bücher lesen und Alles lernen, was meine Mutter Dich lehren wird?“ fragte er noch herzlich.

„Ja“, sagte sie unter dem Bann seiner Augen, und er überhörte, daß ihre Stimme gedehnt klang und ein leiser Zug von Enttäuschung über ihr Antlitz glitt.

„So lassen Sie uns, Herr Direktor, bei einer Flasche guten Rüdesheimer versuchen, ob wir uns einigen können.“

Der Direktor war kein Verächter von gutem Rüdesheimer und als er wenige Stunden später mit Wolfgang Hermes zu der Treppe zurückkehrte, hatte Letzterer gegen einige Hundert-Marktscheine die Erlaubnis eingetauscht, Wiarda mit sich zu nehmen.

„Aber liebes Kind, jetzt schläfst Du noch?“ sagte Frau Hermes wenige Tage später verdrießlich, als sie mit taubdellos gesteuertem weißen Mullhäubchen auf dem silbernen Scheitel in das freundliche Logizimmer hineinsah, welches sie Wiarda am Abend zuvor als Schlafgemach angewiesen hatte.

„Morgens hat Gold im Munde, und Dein Kaffee wird ganz kalt.“

Wiarda blinzelte schläfrig zu der Sprecherin hinüber. „Bob Nach!“ brachte ihr den Kaffee immer ans Bett!“ klagte sie.

„Du siehst reizend aus, Wiarda!“ sagte Wolfgang, als sie das Speisezimmer betrat und ihm einen fröhlichen Morgengruß bot.

„Ich finde es gar nicht passend, sich am hellen Tage mit solchem Theaterplunder zu behängen,“ tabelte Frau Hermes.

„Ich habe nichts anderes,“ sagte das Mädchen achselzuckend.

„Darum hättest Du doch Dein Haar zusammenbinden und den Perlenstein fortlassen können,“ war die Entgegnung.

„Sie ist ja noch ein Kind, Maria“, suchte Wolfgang seine Mutter zu beschwichtigen, indem Wiarda die Perlen-schnüre hastig aus ihrem Haar löste und sie zu Boden warf, daß sie klirrend umherfielen.

„Da!“ rief sie, blah vor innerer Erregung. „Da! Aber ich habe nicht nötig, mein Haar einzuflechten und moderne Kleider zu tragen, die mich beengen und mir den Athem nehmen. Ich bin nur ein Gauklerkind, und Ihr werdet mich nicht anders machen können, als ich bin!“

Derartige Szenen wiederholten sich des Ofteren, und Wiarda wuchs heran, ein eigenartig verschlossenes Kind, mit der brennenden Sehnsucht in den großen, feuchtschimmernden Augen.

Allgemein veränderte sich ihr Aeußeres unter der beständigen Aufsicht der Frau Hermes erblich. In den langen, dunklen Kleidern, welche stets bis an den Hals hinauf geschlossen waren, sah sie sehr unvortheilhaft aus, und das nun zusammengeflochtene Haar mit dem sorgfältig glattegestrichenen Scheitel nahm ihrem Gesichtchen jenen Reiz, der ihm sonst eigenthümlich war.

So verblähte bei Wolfgang, dessen Auge stets so sehr für das Schöne empfänglich war, allmählich das einfröhlichere Gefühl und machte einer gleichgültigen Zuneigung Platz, während bei Wiarda die Abnung kommenden Empfindungen aufdämmerte und ihrem Wesen jene eigenartige Herbigkeit verlieh, die ihm abthut.

Zwischen Frau Hermes und ihr hatte sich nach und nach ein kleiner Kriegszustand entwickelt. Es wollte Wiarda nicht gelingen, ihr Ausgabebuch mit jener peinlichen Regelmäßigkeit zu führen, wie die an strenge Ordnung gewöhnte Frau dies wünschte. Sie konnte gar nicht begreifen, daß das Wohl und Wehe einer geordneten Haushaltung davon abhängen sollte, daß die Milchbröden des Morgens richtig gezählt, das Fleisch nachgewogen und die Butter eingeformt war. Auf das Alles kam es ihrer Meinung nach gar nicht an, wenn nur der Frühstückstisch mit einem frischen Blumenstrauß, die Abendtafel mit recht viel Lichtern geschnückt war.

So hatte sich ein Kampf entsponnen, der, wenn auch in der Stille geführt, doch beide Theile gleichermaßen erbitterte und, weit entfernt, ihnen ein gemüthliches Familienleben zu schaffen, ihrem Zusammensein den Stempel der Unzufriedenheit und Gereiztheit aufdrückte.

Frau Hermes hoffte diesem Uebelstande durch eine Vergroßerung ihres kleinen Kreises abzuhelfen. Sie konnte in Magdalene Meriens ein junges Mädchen, welches nach dem Tode seiner Mutter gleichfalls allein in der Welt dastand, und hoffte, daß sie mit ihrem mädchenhaften Lieblichkeit, mit ihrem echt weiblichen Wesen vortheilhaft auf Wiarda einwirken würde, während sie ihrem liebenden Mutterherzen, wenn sie an Wolfgang dachte, eine herzlich erwünschte Aussicht in der Verbindung mit Magdalene eröffnete.

„Du wirst jetzt Gesellschaft bekommen, Wiarda,“ sagte Wolfgang eines Tages zu Wiarda.

Die Angeredete stand am Fenster und wandte sich hastig um. „So, wer denn?“ fragte sie, während ihr müder Blick gedankenvoll auf seinem hübschen, offenen Gesicht haftete.

„Magdalene Meriens, ein junges, reizendes Mädchen.“ Er lachte ein wenig und strich sich den Schnurrbart.

Ihre Augen verbunkelten sich. „Wann kommt sie?“ fragte sie unruhig. „Ich denke, noch heute. Sie ist eine entfernte Verwandte meiner Mutter, eine Waise, und soll sehr hübsch sein!“

„D, ich kann mir denken! Glatzer Scheitel, blonde Haare, — Pausbade —“ sie verschluckte den Nachsch. „Aber Wiarda!“

Das Mädchen preßte die Stirn gegen die kalten Scheiben und begann leise zu weinen.

„Was hast Du nur?“ fragte er. „Bist Du krank?“

Er trat zu ihr und strich ihr mit der Hand über das dunkle Köpfchen.

Sie schmiegte sich einen Augenblick fest an ihn und umschlang ihn mit beiden Armen, dann riß sie sich los und floh aus dem Zimmer.

Magdalene trat noch selbigen Abends ein. Sie war eine kleine, zierliche Blondine und trug wirklich die blonden Haarwellen über dem rosenfarbten Madonnen-gesichtchen geschleiert. Alles an ihr war harmlosig, frohsinnig und Heiterkeit, sie schien geschäftig, um zu lieben und geliebt zu werden. Mit stiller Freude bemerkte denn auch Frau Hermes den tiefen Eindruck, den dies liebliche Wesen auf Wolfgang machte, welcher sich den Familienabenden und Ausgängen wieder mehr und mehr zugesellte, während er sich sonst Tage lang in ernste Studien vertiefte und auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, falls seine ausgedehnte Praxis ihn nicht in Anspruch nahm.

Nur Wiarda zeigte Magdalene ein fast gebüßtes Benehmen, sie war eine stille, aber desto aufmerksame Beobachterin, und je herzlicher sich der Verkehr zwischen Wolfgang und Magdalene gestaltete, je ungetheilte sich Letztere die Zuneigung von Mutter und Sohn gewann, um so finsterner und verschlossener wurde Wiarda, während ein phosphorescirendes Leuchten in ihren dunklen Augen aufblitzte. Langsam begann ihre lebensfröhliche Natur den Panzer der Sitte und Weiblichkeit zu sprengen, in der ihre Pflegenmutter sie mit so viel Mühe hineingezwängt hatte, und es kam zu ungezügelter Ausbrüchen ihres ungekühlten Wesens.

„Ich kann Dich nicht leiden, was willst Du bei mir?“ fuhr sie einmal das ahnungslose Mädchen an, als sie ihr Zimmer betrat: „Geh, ich mag Dich nicht sehen! Fort! Hörst Du nicht?“

„Ich habe Dich!“ Glühend, ob sie sehr!“

„Aber Wiarda!“ sagte Magdalene befürzt, und ein feines Roth der Erregung huschte über ihr hübsches Gesicht.

„Geh!“ rief Wiarda außer sich. „Ich werde wahnsinnig, wenn Du bleibst!“

Geängstigt floh Magdalene aus dem Zimmer, und bedrückt trat sie in den nebenan liegenden Musiksalon. Dort schritt sie einige Male unruhig auf dem weichen Fellteppich auf und nieder und setzte sich dann an den Flügel. Leise prädelnd glitten ihre Hände über die Tasten, und bald vergaß sie über dem süßen Wohlklang der Töne die erlittene Kränkung. Hatte sie doch auch so viel Ursache, glücklich zu sein.

„Ich suchte nicht Reichthum, nicht Verle-

hen, Ich suchte nicht Gold, nicht Schein, Ich suchte ein Herz voller Liebe, Und fand es bei Dir allein!“

Leise und zärtlich verklangen die weichen Töne der ungeschulten Mädchenstimme; da wurde die schwere Sammetportiere, welche den capellenartig genöthigten Raum von den übrigen Gemächern trennte, von einer kräftigen Männerhand getheilt.

Wolfgang trat ein, mit schnellen Schritten war er am Flügel, an ihrer Seite.

„Galt das mir, Magdalene?“ fragte er leise und blidte mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit in das erglühende Gesichtchen. Dann ergriff er ihre kleinen Hände und spürte das leise Zittern derselben. „Magdalene,“ flüsterte er, „wirst Du die Meine werden und Hand in Hand mit mir durch's Leben schreiten als meine liebe kleine Frau Doktorin und treue Gefährtin in all den wechselvollen Stunden unsers Daseins?“

Sie lehnte das blonde Köpfchen auf seine Schulter und ein Schimmer der Verklärung breitete sich über ihr Gesicht. „Ja!“ sagte sie innig, und er zog sie in seine Arme und küßte ihre lichte Stirn.

„Wir wollen zur Mutter gehen!“ rief er glücklich. „Sie soll sich freuen im Sonnenschein unsrer Liebe!“

Frau Hermes war überglücklich. „Nun sollt Ihr auch eure Verlobung ordentlich feiern!“ meinte sie, und bei der Abendtafel ließ sich Champagner auftragen.

„Was ist denn heute los?“ fragte Wiarda mißtrauisch, als sie die festlichen Vorbereitungen sah.

„Aber, Kind, — Du weißt nicht?“ Frau Hermes blidte sie übertraucht an. „Wolfgang und Magdalene haben sich verlobt!“

Wiarda z amelte ein wenig und hielt sich an einem Stuhl fest. „So!“ — sagte sie und wurde noch um einen Schatten blässer als sonst, während es sich wie ein Schleier über ihre Augen legte. „Ich gratulire!“ sagte sie dann hastig hinzu.

„Danke!“ entgegnete Frau Hermes froh und setzte sich vor dem Spiegel ein neues Häubchen auf. „So, nun kann es losgehen!“

Der Abend verlief in glücklichster Stimmung, und Wiarda's völlige Theilnahmslosigkeit fiel Niemandem außer Magdalene, welcher noch die Scene am Morgen zu denken gab.

Dann, es mochte wohl um Mitternacht sein — Magdalene lag in süßem Schlummer — da war es ihr plötzlich, als ob ihre weißen Bettvorhänge leise getheilt würden und sie in ein blaßes, aufgeregtes Mädchenantlitz sehe, das von langen, nachtschwarzen Haaren umwollt war, in denen bunte Glasperlen im Mondschein wie Edelsteine aufglänzten, und aus dem ein Paar große, feierhaft glänzende Augen sich hart auf sie richteten; räthselhaft in ihrer dunklen Tiefe, — wildes Augen!

Magdalene stieß einen tiefen Schrei aus, und die Erscheinung wich langsam zurück, während ein kleiner blinder Gegenstand flirrend zu Boden fiel. Einen Augenblick sah sie Magdalene noch im vollen Mondlicht daselbst, mit geisterblassem Gesicht und in einem seltsam schimmernden Gewand, das mit goldenen Schnüren und Ketten behängt war, dann verschwand sie lautlos aus dem Zimmer.

War es nur ein Schatten gewesen — ein Traumbild? — Magdalene wartete sich rubelnd auf ihrem Lager umher. Nach einer Weile hörte sie die Hausthür gehen; sie erhob sich und eilte zum Fenster. Sie öffnete es, lautlos wehte die süße Nachtluft herein.

Unten auf der Straße aber war Alles still, trüb flackerten die Laternen, da huschte ein leiser Schatten an den Häusern entlang. „Wiarda!“ rief sie. „Wiarda!“

Der Name verhallte im Wind, und fröstelnd schloß Magdalene das Fenster.

„Wo nur die Wiarda stecken mag?“ sagte Frau Hermes am andern Morgen.

„Vielleicht habe ich nur geträumt,“ entgegnete Magdalene, „aber mir ist, als sah ich diese Nacht Wiarda vor meinem Bett stehen, mit wallendem Haar und leuchtenden Augen, bunte Perlen im Haar, — dies — muß sie wohl verloren haben.“

Dabei zog Magdalene einen kleinen, spitzen Dolch hervor und legte ihn auf den Tisch. Sprachlos starrten sie einander an.

„Ich war so erschrocken“, fuhr Magdalene fort, „als ich erwachte, daß ich einen leisen Schrei ausstieß, da wich sie befürzt zurück und floh aus dem Zimmer. Etwas später hörte ich die Hausthür ins Schloß fallen.“

„Dein guter Engel hat Dich beschützt!“ rief Wolfgang und küßte ihre Stirn.

„Sie ist zu den Ihren gegangen“, sagte er, „sie gehört der Welt des Scheines und des Hiltterglanzes — es war Thorheit, sie dieser zu entreißen.“

Excellenz als Rekrut.

Humoreske von Freiherrn v. Schlicht.

Die dienstfreie, die köstliche Zeit, die dem Manöver und Entlassung der Mannschaften auf dem Fuße folgt, näherte sich ihrem Ende. Man rüstet sich zum Empfang der neuen Rekruten, und der Kasernenhof, auf dem in den letzten Wochen nur Uniformen und Tornister ausgepackt worden waren, bekam wieder sein altes Gesicht. Es wurde wieder exercirt, und auf den Murreplätzen der einzelnen Kompagnien stand je ein Leutnant mit einigen Unteroffizieren und einer Anzahl tüchtiger Gefreiter und Gemeiner und nahm mit ihnen auf das Genaueste die verschiednen Reglements durch. Das war das Rekrutenleypersonal, das ausgebildet wurde, um später aus den Rekruten brauchbare und verständige Soldaten zu machen.

Bei der fünften Kompagnie führte an Stelle des erkrankten Offiziers der Vicefeldwebel Gottschall die Oberaufsicht, und in seinen Händen ruhte zugleich die Leitung des Dienstes. Er diente schon im zehnten Jahr und hatte schon acht Mal Rekruten ausgebildet. Jedes Jahr that er seinen Dienst mit dem größten Gewissenhaftigkeit, und sein Eifer wuchs von Jahr zu Jahr, weil sein Hauptmann ihm sagte: „Dieses Mal ist nun aber auch für Sie wirklich das letzte Mal.“ — Das machte Gottschall dann so froh und glücklich, daß er sich gelobte: „Wenn es wirklich das letzte Mal ist, will ich auch zeigen, was ich kann.“ Und dann wurden die Rekruten so gut, daß der Hauptmann im nächsten Herbst zu ihm sagte: „Gottschall, ich kann Sie doch noch nicht entbehren, dieses Jahr müssen Sie noch wieder hin zu den Rekruten, da Ihr solches Sie aber auch im nächsten Jahr gang bestimmt frei sein.“

So ging das von Jahr zu Jahr, und so kam es, daß Gottschall auch heute wieder auf dem Felde der Ehre stand. Er hatte seine Unteroffiziere und Mannschaften um sich verlammt und anständig lauschten diese auf die Rede, die Gottschall ihnen hielt: „Und dann, was ich sagen wollte, und worauf der Herr Leutnant und ich besonderen Werth legen: nicht rüth an, merken Sie sich Das. Werden Sie groß, so viel Sie wollen. Das schadet nichts, im Gegentheil, ein kräftiger Fuch wirtl zuweilen Wunder. Aber lassen Sie mir meine Rekruten an. Ein anständiger Vorgesetzter thut so was überhaupt nicht, trotzdem warne ich Sie,

denn Sie Alle sind jung und Ihre Leidenschaft könnte einmal mit Ihnen durchgehen. Aber Sie sollen die Leute nicht nur nicht schlagen, was im höchsten Grade Pfui Teufel ist, sondern Sie sollen sie auch garnicht anfassen, um ihre Haltung oder ihre Gewehrbräue zu corrigiren — daraus entwickelt sich leicht ein Stoß, und dann ist die saure Gurte mit Essig und Del fertig. So, Peterfen, und nun erklären Sie uns einmal den schönen Griff: Das Gewehr über, präsentirt das Gewehr. Stellen Sie sich Ihrem Freund und Kameraden Hansen gegenüber: der Hansen ist der Rekrut, der vor seinem Diensttritt noch nie etwas davon gehört hat, daß es Gewehre giebt, und der auch nie ein solches Ding in den Händen gehabt hat. Sie sind der Lehrer. Also los!“

Der Unterricht begann: Peterfen erklärte den Griff, zerlegte ihn in seine einzelnen Bestandtheile, und Hansen führte die einzelnen Tempos absichtlich genau so dumm und ungeschickt aus, wie die Rekruten es machen.

„Sehr gut, Hansen,“ lobte der Feldwebel, „es wäre ganz falsch, wenn Sie den Griff richtig machen wollten, so geben Sie Ihren Kameraden Gelegenheit zu corrigiren. Also, Peterfen, was haben Sie an der Gewehrhaltung auszufehen?“

„Sehr viel, Herr Feldwebel,“ lautete die Antwort, und dann begannen die Korrekturen: „Kolben von der Brust — mehr — noch mehr — immer noch mehr — Das ist zu viel — noch zu viel — immer noch zu viel — nach der Brust sollen Sie den Kolben nehmen — Das ist nun wieder zu viel geworden — von der Brust — noch mehr — immer noch mehr — nun ist es wieder zu viel.“

„Sehr gut, Hansen,“ lobte der Feldwebel, „genau so dumm stellen sich auch die Rekruten an. Corrigiren Sie nur immer weiter, Peterfen, einmal werden Sie die Gewehrhaltung schon richtig bekommen.“

Peterfen that, wie ihm befohlen wurde, er corrigirte immer weiter, aber als das Gewehr doch nicht dahin kam, wohin es sollte, rüth ihm schließlich die Geduld: „Hansen, sei nicht solch Nieschöche,“ rief er, und dann ließ er sich von seinem Temperament hinreißen: er trat auf den Kameraden zu und legte ihm das Gewehr mit einem hörbaren Ruck auf der Schulter zurecht.

Alle waren starr, am stärksten aber der Vicefeldwebel Gottschall: „Da hat man sich nun gewissermaßen den Mund hüßig geredet,“ schalt er, „daß mit Reiner unter keinen Umständen einen Mann anrührt, und was thut der Peterfen, der Himmelhund, dies Kammeologramm der Kräfte — er thut es doch. Wenn Sie das bei einem Rekruten machen, dann sin.“ Er fertig, dann lasse ich Sie ablösen, denn meine Nachkommen sollen nicht von mir sagen, ich hätte es geduldet, oder auch nur stillschweigend mit angesehen, daß einer von meinen Rekruten angefaßt worden wäre.“

Vicefeldwebel Gottschall sah es dem Peterfen an, daß ihm seine Worte bis in's Innerste getroffen hatten, und so fügte er seinem Tadel noch einige Trostivorte hinzu. Na, Sie brauchen sich doch nicht gleich todzuschießen, Peterfen, so schlimm ist es noch nicht. Mehr als sein Unrecht einsehen und bereuen kann schließlich kein Mensch. Wenn Sie mir geloben wollen, daß dieses erste Mal zugleich das letzte gewesen ist, soll der Fall erledigt sein. Bessern Sie sich.“

Und Peterfen besserte sich, er gedachte in Zukunft aller guten Lehren, die er erhalten hatte, und handelte danach.

So kam der Tag heran, an dem das Rekrutenleypersonal dem Herrn Oberst vorgestellt werden sollte. Wie jeder Befichtigung, so waren auch dieser vorgeschriebene Vorbereitungen vorausgegangen. Zuerst hatten die Hauptleute sich ihre Untergebenen angesehen, dann hatten die Bataillons-Kommandeure sich von den Leuten etwas vorzereigern lassen, nun kam der Herr Oberst. Aber der Herr Oberst kam nicht allein, auch Seine Excellenz, der Herr Divisions-Kommandeur, der in der Garnison seinen Sitz hatte, und täglich über den Dienst, der beim Regiment stattfand, unterrichtet war, erschien. Die Ausbildung der Rekruten ist ja von der größten Wichtigkeit, da wollte der hohe Herr sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen, wie das Lehrpersonal ausgebildet sei. Als Excellenz gänzlich unangemeldet auf dem Kasernenhof erschien, bekamen Alle, die ihn sahen, einen heillosen Schrecken. Aber das half den Beteiligteren noch weniger als gar nichts. Excellenz war da und dachte auch ansehend gar nicht daran, vorläufig wieder fortzugehen. Er hatte sehr viel Zeit mitgebracht und befüchtigte die einzelnen Kompagnien mit einer Ausdauer, die nach Ansicht der Untergebenen einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Endlich kam die fünfte Kompagnie an die Reihe, der Rekruten-Offizier war immer noch krank, so hatte Vicefeldwebel Gottschall die ehrenvolle Aufgabe, seine Zöglinge vorzuführen. Einem sicheren Sieges gewiß, stand er in unadelhafter Haltung am rechten Flügel seiner Untergebenen und sah den kommenden Ereignissen ruhig entgegen. Mochten die Anderen gezittert haben, er zitterte nicht mit.

„Gut, sehr gut,“ lobte der Herr Oberst, als Gottschall seine Leute nach dem Programm, das er sich ausgearbeitet hatte, vorstellte, und auch Seine Excellenz nicht beifällig mit dem Kopfe; was er sah, gefiel ihm sehr gut und

was er hörte noch mehr, die Unteroffiziere und Gefreiten wußten das Reglement, soweit es für sie in Betracht kam, fast wörtlich auswendig. Schon wandte Excellenz sich zum Gehen, da durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke: vielleicht fehlt es den Leuten trotz der guten theoretischen Kenntnisse an den nöthigen Praxis, vielleicht verstehen sie es nicht, das, was sie wissen, den Leuten auch beizubringen. Aber noch war es ja Zeit, die Probe auf das Exempel zu machen.

„Bitte, geben Sie mir ein Gewehr,“ sagte er plötzlich, und gleichzeitig hielt die ganze Abtheilung ihm die Gewehre entgegen.

Excellenz nahm eines derselben zur Hand und sah sich dann prüfend die vor ihm stehenden Leute an.

„Treten Sie einmal vor — ja, ich meine Sie, den dritten, vierten, fünften Mann vom rechten Flügel — wie heißen Sie?“

„Peterfen, Eure Excellenz.“

„Also schön, Peterfen, treten Sie vor — Sie sind der Lehrer, ich bin der Rekrut — bringen Sie mir einmal die Chargirung von Gewehr bei Fuß bei, ich werde thun, was Sie anordnen, und Sie werden mich dann corrigiren, verstanden?“

„Zu Befehl, Eure Excellenz.“

„Schön, dann also los!“

Und Peterfen begann mit den Worten des Reglements: „Die rechte Hand hebt das Gewehr und streckt es, während der Mann sich halbrechts wendet, nach vorwärts. Das Korn befindet sich mit dem Auge in gleicher Höhe.“

Peterfen machte eine Pause, um den Vorgesetzten zu corrigiren; schön machte der aber natürlich keine Sache nicht. Die Wendung halbrechts war unter jeder Kritik, und davon, wo ihm die Augen sahen, schien Excellenz keine blasse Ahnung zu haben, er hielt das Korn, die Vireintrichtung an der Mündung des Laufes beim linken Ohr.

Peterfen corrigirte und corrigirte, aber besser wurde es trotzdem nicht; er fühlte die Blide aller Vorgesetzten auf sich ruhen, die zuerst bei dem Beginn der Excellenz gelächelt hatten, die nun aber doch einsahen, daß der hohe Herr die Sache keineswegs als Scherz betrachtete.

„Vergessen Sie ganz, daß ich Ihr Vorgesetzter bin,“ sagte Excellenz, „behandeln Sie mich genau so, wie Sie Ihre Rekruten behandeln würden.“

Das war für Excellenz leichter gesagt, als für Peterfen gethan. Excellenz blieb doch immer Excellenz, aber schließlich redete sich Peterfen derartig in Wuth hinein, daß er thatächlich ganz vergaß, wen er sich gegenüber hatte.

„Geradeaus die Mündung,“ corrigirte er mit einer Stimme, die immer mächtiger anscholl. „Höher das Korn — noch höher — immer noch höher — in Augenhöhe — Das ist zu viel — tiefer — immer noch tiefer — nun ist es wieder zu viel — höher — noch höher!“

Peterfen sah es ein: so wurde es nichts. Zum Ueberflus rüth ihm seine Geduld und mit großen Schritten trat er erregt auf den Vorgesetzten zu, um diesem das Gewehr zurecht zu legen. Erschrocken wollte Excellenz zurückweichen — aber schon war es zu spät. Mit seiner großen Handbuchnummer faßte Peterfen das Gewehr und setzte es dem hohen Vorgesetzten richtig in die Hüfte.

Es tnodte ordentlich.

Excellenz war starr, denn er fühlte förmlich, wie seine Hüfte grün und gelb wurde. Dann aber gab er das Gewehr ab und wurde wieder Excellenz und als solcher wurde er seinem frühesten Lehrer so froh, daß dieser sich in Zukunft nie wieder an einem wirklichen oder an einem imitirten Rekruten vergriff — nicht etwa, weil er fortan die Lehren des Vicefeldwebels Gottschall beherzigte, sondern weil er als Rekrutengefrierer einfach spurlos in die Vergangenheit verschwand.

Am Familientisch.

„Mama, wenn ich einmal heirathe, bekomme ich da einen Mann wie der Papa?“

„Ja, mein Kind.“

„Und Tante, wenn ich nicht heirathe, werde ich dann einmal so wie Du?“

„Wahrscheinlich, Liebling.“

„(Pause des Nachdenkens).“ „D, Mama! Es ist doch eine recht harte Welt für uns Frauen, nicht wahr?“

Ein Gemüthsmanes.

Heirathsmittler: „Ja, aber ehe ich Ihnen eine Frau verschaffe, müssen Sie 30 Dollars Provision einzahlen.“ Herr: „Was, 30 Dollars? Glauben Sie, ich würde mich verheirathen, wenn ich über solche Unsummen verfügte?“

Auflmewegen.

„Wem gehört denn die Brieftasche, nach der Sie annoncirten haben?“

„Na, mir natürlich!“

„Was, Ihnen? Brieftasche, enthaltend 200 Dollars und Papiere, ist verloren gegangen. Der ehrliche Finder tann das Geld gegen Wiedergabe der Papiere behalten.“ Das müssen Sie einem Anderen erzählen, daß Sie 200 Dollars haben.“

„Habe ich auch nicht, aber der Vater meiner Braut liebt die Zeitung, in der das Inerat gestanden hat.“

„Aha! Aber woher haben Sie denn das Geld zu der langen Annonce her?“

„Das habe ich mir von meiner Braut gepumpt.“